

mit. Dennoch, wenn uns der Film mit dem ans Herz greifenden hellen Bild entläßt: der Schuster schreitet mit seinen ihn froh umringenden Kindern dem wiedergefundenen Familienglück entgegen — wer bändigt denn das Chaos und schenkt dem Menschen den Raum für ein bißchen Glück und Frieden? Doch nur die Ordnung des Gemeinwesens in Gerechtigkeit und Freiheit. Und in ihm haben, da wir nun einmal auf dieser rauhen Erde leben, auch die uniformtragenden Hüter des Friedens ihren Sinn und ihre Ehre.

F. Hillig SJ

Östliche Musikauffassung

Musik war stets eine wertvolle, ja nicht selten unentbehrliche Helferin des Missionars. Ihre Dienste und Verdienste begegnen uns in allen Jahrhunderten der Missionsgeschichte — man denke nur z. B. an die Missionsarbeit der Söhne des heiligen Benedikt, des heiligen Franz von Assisi und des heiligen Ignatius. Auch in der Enzyklika Pius' XII. „*Musicae sacrae disciplina*“ vom 25. Dezember 1955 (AAS 1956 [XXXXVIII] 1) findet der Missionar kostbare Sätze, auf die wir noch zu sprechen kommen. Die Missionsliteratur der letzten Zeit zeigt für missionsmusikalische Fragen eine erhöhte Aufmerksamkeit. Den Grund dafür sehen wir in den wertvollen Erkenntnissen der neueren Völkerkunde. Sie schenkt uns ein tieferes Verständnis der nicht-westlichen Kulturen und der seelischen Grundhaltung dieser Völker zur Musik, die jene des Abendländers an Weite und Tiefe übertrifft. Die Folge davon ist eine klarere Einsicht in den wirklichen Wertgehalt, den die Musik für die missionarische Arbeit besitzt, sowie die praktischen Aufgaben, die sich daraus ergeben. Die folgenden Ausführungen handeln von diesen Grundhaltungen.

Für den Abendländer ist Musik eine Tätigkeit im Reiche des Schönen. Sie ist ihm etwas, das dem ästhetischen Emp-

finden, wenn man will, dem ästhetischen Bedürfnis entspricht, eine Beschäftigung, die angenehme Aspannung und hohen Genuss zu bringen vermag; gewiß einen wesentlich höheren Genuss als etwa die Freuden einer wohlbesetzten Tafel, aber doch — abgesehen von Künstlerkreisen, denen Musik zum Beruf, ja zur Berufung werden kann — einen „*Ohrenschmaus*“, der nur Salz und Würze des Lebens, Schmuck und Bereicherung unseres Daseins bedeutet. Selbst die geistliche Musik oder die sogenannte ernste, klassische Musik, etwa eine *Symphonie*, ein *Oratorium*, wird selten zu uns in ein innigeres, tieferes Verhältnis treten als eben in das eines tiefen ästhetischen Genusses. Es mag besonders empfänglichen Naturen geschehen, daß sie etwa durch den „*Messias*“, die *Matthäupassion* oder die *Neunte Symphonie* Beethovens oder Bruckners persönlich derart tief berührt werden, daß die Wellen auch in das ethische Gebiet hinaufschlagen und sie den Eindruck haben, als bessere Menschen aus dem Reich der Töne in das der Wirklichkeit zurückzukommen. Doch das sind seltene Ausnahmen. In der Regel finden wir den Satz Platos, die Güte eines Staates stünde stets auf verhältnisgleicher Höhe mit der Güte seiner Musik,¹ wirklichkeitsfremd und sonderbar.

Musik und Ethik haben nach unserer heutigen Auffassung wenig miteinander zu tun. Platos *Musikphilosophie* — so sagte man wohl besser statt *Musikästhetik* — steht im Mittelpunkt seiner Ethoslehre. Die dorische Skala e'-e (die Griechen rechneten ihre Tonleitern absteigend, nicht wie wir aufsteigend) hatte nach Plato Willensstärkung, die lydische Tonart c'-c und phrygische d'-d eine lähmende, willensschwächende Wirkung. Das war nicht die vereinzelte Lehre eines weltfernen Denkers, sondern die Überzeugung eines der größten Lehrer seiner Nation. Seine Forderung, daß darum der Staat für die mu-

¹ Vgl. *Fritz Högler*, Geschichte der Musik von der Antike bis zur Wiener Klassik, Wien 1951, S. 29.

sikalische Erziehung der Jugend Sorge tragen müsse, fand Widerhall: In Arkadien wurden alle Männer bis zum 30. Lebensjahr auf Staatskosten in den wichtigsten Fächern der Musik unterrichtet; in anderen Staaten wurde der Instrumentalunterricht für die jungen Leute zum Pflichtfach erklärt.²

Worin liegt nun der Grund für diese Erscheinungen? Die Ursache scheint uns in einer wesentlich anderen Grundhaltung der Griechen der Musik gegenüber zu liegen, als es jene ist, die wir gewohnt sind. Man nahm im alten Griechenland die Musik ungleich ernster und tiefer als wir. Sie war dort nicht nur eine Betätigung der Randzone menschlichen Lebens, sondern eine Funktion der menschlichen Gesamtpersönlichkeit, etwas, das seine Wurzeln bis in den Kern des menschlichen Wesens und bis in die Bereiche des staatlichen Lebens hineinsetzte. Daher galt Musik den Griechen als etwas, um das sich der Staat kümmern mußte, etwas, das man so wenig vernachlässigen durfte wie die sportliche Ausbildung der Jugend und die national-religiösen Festlichkeiten in Olympia, Delphi und Korinth.

Und nun die überraschende Tatsache: die gleiche ganzheitliche, universale Einschätzung der Musik finden wir nach dem Zeugnis der neueren Völkerpsychologie auch heute noch bei vielen

² Vgl. *Fritz Högler*, a.a.O. S. 29 f.

außereuropäischen Völkern, ja, man darf wohl sagen: bei fast allen Völkern, die nicht im Bereich der abendländischen Kultur leben, in Indien, Japan, Ozeanien, Afrika, China. Um bei letzterem zu bleiben: In China treffen wir genau dieselbe Auffassung durch die ganz Länge der geschichtlichen Überlieferungen bis zurück in die Zeiten der mythischen Kaiser und Gründer des staatlichen Lebens.

„Der Sage nach soll Huang ti, einer der fünf mythischen Kaiser Alt-Chinas, zuerst die Musik mit dem Kosmos in Übereinstimmung gebracht haben. Er ließ ein Bambusrohr von 1 Fuß der damaligen Maßeinheit schneiden. Nach dem Ton dieses Flötenrohres wurden alle Instrumente gestimmt. Alle späteren Dynastien trugen Sorge, den ‚richtigen‘ Grundton (*huang tshung*) wiederzufinden, dessen Rohrlänge zugleich das Grundmaß für alle Maße und Gewichte war. Er hat wiederholt gewechselt. Denn beim Sturz einer Dynastie wurde der alte Normalton für falsch erklärt. Man glaubte, das Unterliegen der alten Dynastie darauf zurückführen zu müssen, daß ihre Maße nicht mehr in Ordnung, nicht mehr mit dem Weltganzaßen in Übereinstimmung waren.“³ Am Normalton war also nicht nur das

³ *Fritz Bose* in: *Atlantikbuch der Musik*, herausgegeben von *Fred Hamel* und *Martin Hürlimann*, Zürich/Freiburg i. Br., 8. Auflage, S. 803.

KUNG	SHANG	KIO	CHI	YU
das ganze Leben	Mannesalter	Kindesalter	Jünglingsalter	Greisenalter
das ganze Jahr	Herbst	Frühling	Sommer	Winter
Mitte	Westen	Osten	Süden	Norden
Erde	Metall	Holz	Feuer	Wasser
gelb	weiß	blau/grün	rot	schwarz
Gedanken	Sorge	Zorn	Freude	Furcht
Wissen	Pflichtgefühl	Menschlichkeit	Anstand	Treue
süß	scharf	sauer	bitter	salzig
Saturn	Venus	Jupiter	Mars	Merkur

Eichamt interessiert, sondern er hatte für die ganze Welt- und Lebensanschauung des chinesischen Volkes Bedeutung, da die Musikauffassung im alten China kosmologisch wertbetont war. Die fünf Töne der chinesischen Musik: kung, shang, kio, chi, yü, wurden mit den Jahreszeiten, Lebensaltern, Seelenregungen usw. in Beziehung gebracht. Es gibt ganze Listen, aus denen diese Beziehungen ersichtlich sind (s. S. 68 unten). Die Liste könnte weitergeführt werden. Jeder dieser Töne kann Hauptton einer Leiter sein, die ihre kosmische Bedeutung von ihm empfängt. „Melodien mit dem Hauptton kung geben gute Gedanken, sind gut für alle Gelegenheiten, Melodien mit dem Hauptton kio spielt man mit Nutzen den Knaben vor, da sie kriegerisch stimmen und langes Leben verheißen. Chi-Melodien spenden Freude, erringen Liebe, Yü-Melodien erwecken Furcht und Shang-Melodien Trauer, da sie dem Herbst zugeordnet sind und der Trauerfarbe weiß.“⁴

Diese universalistische Weltanschauung lebt irgendwie heute noch im chinesischen Volk weiter. Das ist ohne Zweifel der Grund, weshalb Singen auch im Volkserziehungsprogramm der kommunistischen Regierung einen breiten Raum einnimmt: in Schulen, politischen Trainings, in Volksversammlungen, ja selbst in Gefängnissen wird ausgiebig gesungen. Der amerikanische Missionar Mark Tennien, der sechs Monate im Gefängnis von Schumkai, Provinz Kuanghsien, zusammen mit den chinesischen Häftlingen zugebracht hat, berichtet, daß dort gemäß der Gefängnisordnung täglich vier Stunden gesungen werden mußte; ein Bursche, der im Lernen der kommunistischen Lieder nachlässig war, wurde einen Monat lang in Ketten gelegt.⁵

Die Wichtigkeit, die hier dem Singen zugeschrieben wird, kann man nur verstehen, wenn man weiß, daß diesen Menschen Musik eben nicht nur ein angenehmer Zeitvertreib ist — in den kom-

munistischen Gefängnissen ist man nicht darauf erpicht, den Gefangenen einen angenehmen Zeitvertreib zu verschaffen! —, sondern lebendiger Ausdruck des ganzen Menschen, dem zugleich eine formende Kraft innewohnt, die bis in die tiefsten Schichten der Seele hinabdringt, die sich großenteils dem Einfluß des Gedankens und Willens entziehen. In dieser Grundhaltung findet sich kein wesentlicher Unterschied zwischen Alt-Griechenland und dem China der Geschichte wie der Jetzzeit. Eben diese ganzheitliche Grundhaltung und Wertung der Musik im Leben des einzelnen wie der Gemeinschaft zeigt uns auch Erscheinungen im Leben anderer Völker in einem neuen Licht. Wir stehen vor der merkwürdigen Tatsache, daß die Musik im abendländischen Kulturreis zwar eine staunenswerte technische Fortentwicklung durchgemacht hat, die wir in anderen Kulturreisen vergeblich suchen, doch hat sie gerade außerhalb des Abendlandes einen Einfluß und eine Mächtigkeit im gesamten Leben des Volkes wie des einzelnen, daß sie als übernatürlich, zauberhaft, ja göttlich empfunden wird. Im Hinblick auf ihre Unkompliziertheit und Schlichtheit erscheint uns dies unbegreiflich, und in früheren Zeiten waren wir geneigt, es als „primitiv“ abzutun.

So, wenn etwa ein Missionar seine Negerchristen bittet, ihm ihre einheimischen Hochzeitslieder vorzusingen, und die Antwort erhält: Aber Pater, wir haben doch jetzt gar keine Hochzeit, wie können wir da Hochzeitslieder singen? Oder wenn die Schwarzen ihrer Freude am Besuch des Europäers dadurch Ausdruck geben, daß sie eine kurze Tonfolge von drei bis vier Noten, z. B. c, h, a, g mit dem stets gleichen Text, etwa „Heissa, der weiße Mann ist da!“ singend und tanzend buchstäblich stundenlang wiederholen. Primitiv? Nun, wir finden das gleiche in Ländern der Hochkulturen.

Wie bezaubert lauschen gebildete Chinesen stundenlang den Darbietungen des so handlungsarmen nationalen Singspie-

⁵ Mark Tennien, Kein Geheimnis ist sicher, Salzburg 1952, S. 120 und 126.

⁴ Fritz Böse, a.a.O. S. 804 f.

les oder auf den Märkten den längst bekannten und in eintönigem Singsang vorgetragenen Geschichten der Märchen-erzähler. Die fahrenden Sänger, die ihre Vers-Epen in ganz schlichten Singweisen darbieten, finden stets unermüdlichen Zuhörer, in Indien so gut wie in Afrika. „Die Hindu haben ein Fest, an dem die heiligen Schriften des Hinduismus vom Anfang bis zum Ende in einer ununterbrochenen Folge rezitiert werden. Dies dauert sieben Tage und sieben Nächte. In jedem Dorf, wo diese Gesänge vorgetragen werden, löst sich Gruppe für Gruppe im Singen ab, und die Zuhörer nehmen sich während dieser Zeit kaum Muße zum Essen und zu kurzem Schlaf. In Anlehnung an dieses Fest haben schon in mehreren Dörfern die Christen selbstgedichtete Gesänge aus der Bibel in einer drei Tage und drei Nächte währenden Feier vorgetragen, was bei allen Zuhörern helle Begeisterung auslöste und wie eine gute Volksmission wirkte.“⁶ Ich selbst war unlängst Zeuge, wie Philippinos in den letzten Tagen vor Ostern 24 Stunden lang ohne Unterbrechung ihre „Pabasa“ sangen, ein Reimepos, das mit der Schöpfungsgeschichte beginnt, um nach einigen Szenen des A. T. das Leben Christi und besonders sein Leiden und Sterben, seine Auferstehung, Himmelfahrt und seine Wiederkehr zum Gericht zu schildern — ein Gegenstück zum altsächsischen „Heliand“. Und diese gut 3000 kurzen vierzeiligen Strophen werden in drei oder vier Singweisen vorgetragen, bieten also musikalisch nicht mehr Abwechslung als das Dies irae der Totenmesse! Primitiv?

Die wirklichen Kenner sind heute vorsichtiger geworden mit diesem abträglichen Urteil. Hohe musikalische Ansprechbarkeit reagiert oft schon auf den leisesten Anstoß und findet zuweilen für lange Zeit darin ihr Genügen, wie sich durch verschiedene Züge aus dem Leben unserer großen Meister belegen lässt. Ein einziger Geigenton, der einförmige Ge-

sang eines Vogels vermag unter Umständen die Seele bis in ihre Tiefen zu bewegen. Damit soll nicht gesagt werden, daß in all diesen Menschen ein Bach oder Beethoven steckt — solche Begabungen bringt nicht einmal jedes Jahrhundert hervor —, aber eines scheint dadurch erhärtet: all diese Völker, denen mit Recht eine auffallende Begabung, Vorliebe und Hochschätzung der Musik nachgerühmt wird — die Russen, Mongolen, Chinesen, Japaner, Ozeanier, Malayen, Inder, Neger, Indianer usw. wissen sich zuinnerst mit der Musik verbunden; sie ist ein untrennbares Stück ihres Lebens und ihrer Seele. Pater Wilhelm Schmidt SVD hat einmal von den Negern gesagt: „Dem Neger ist seine Musik aus seiner Seele herausgewachsen. Ihm diese Musik nehmen, hieße, einen Teil seiner Seele zerstören.“⁷ Was die Forschung des Wissenschaftlers unserer Erkenntnis zugänglich machte und die Erfahrung des Missionars hundertfach bestätigte, das hat die Dichtkunst in seherischer Klarheit in wenigen Zeilen ausgedrückt:

Ein kleines Lied, wie gehts nur an,
Daß man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? Erzähle!
Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang
Und eine ganze Seele.

(M. Ebner-Eschenbach)
Joseph Kellner SJ

Trakl und Rimbaud

In der Zeit der hohen Klassik spielt das Christliche eine Aschenbrödel-Rolle. Der schwärmerisch-erglühte Ton Klopstocks wird belächelt und findet keine Nachfolger. Das Bild der Antike beherrscht die schöpferischen Geister, es verdrängt das Christliche in pietistisches Brackwasser. Die idealistische Philosophie bis zu Hegel und Schelling leistet

⁶ Stephan Fuchs SVD, in: ZMR 1952, Heft 2, S. 132.

⁷ Johannes Beckmann, Die katholische Kirche im neuen Afrika, Einsiedeln/Köln 1947, S. 236.